

Unverkäufliche Leseprobe des St. Benno-Verlages

benno

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig 2012

HERMANN MULTHAUPT

HILDEGARD VON BINGEN

In seinem
Licht

Romanbiografie

benno



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.st-benno.de**

ISBN 978-3-7462-3355-0

St. Benno-Verlag GmbH
04159 Leipzig, Stammerstr. 11
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Umschlagabbildung: © Paolo Tosi – ARTOTHEK (o.), © Christi's
Images Ltd – ARTOTHEK (u.)
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)

3uletzt erlosch das Ewige Licht. Die Türen des Tabernakels waren weit geöffnet, das heilige Altarsakrament war entfernt worden. Die Abwesenheit Gottes erzeugte ein Vakuum ungeahnten Ausmaßes, das den Konvent in tiefe Verzweiflung stürzte. Voran die Äbtissin Hildegard, die gleichsam die Ursache dieser Entwicklung war oder zumindest durch ihre Entscheidungen dazu beigetragen hatte. Doch ließ sie sich ihre tiefe Niedergeschlagenheit nicht anmerken. Mit unbewegtem, doch nicht abweisendem Gesicht saß sie an der Spitze ihrer Mitschwestern im Chorgestühl und verfolgte die Handlungen der geistlichen Herren, die das Mainzer Domkapitel mit der Umsetzung des Interdikts beauftragt hat. Das Interdikt war eine schwere Strafe für das Kloster: Gottesdienste waren nun verboten. Über achtzig Jahre war die Äbtissin Hildegard inzwischen alt, reich an Lebenserfahrung und an Verdiensten, die sie sich um das Seelenheil so mancher Menschen, aber auch zum Wohle mancher Regenten, Politiker und Kleriker erworben hatte.

Was war geschehen? – Der Mainzer Episkopat hatte einen jungen Edelmann und seinen Freund wegen eines Verbrechens exkommuniziert. Einer von beiden hatte angesichts einer schweren Krankheit seine Tat bereut, Buße getan und von einem Priester aus Bingen die Absolution sowie die Sterbesakramente empfangen. Es war der Wunsch der Familie des Toten, dass er im Klosterfriedhof in geweihter Erde bestattet wurde. An den Exequien und der Beisetzung hatten neben den Familienangehörigen und der Klostersgemeinschaft viele Menschen aus Bingen teilgenommen.

Leider hatte es der Priester, der den Sterbenden seelsorglich betreute, versäumt, die Mainzer Kirchenbehörde auf die Bußgesinnung und die Absolution des Verstorbenen hinzuweisen, sodass die Exkommunikation formell noch bestand. Einige Binger Frauen, die sich an das Vorleben des Edelherrn erinnerten, empörten sich über die feierliche Bestattung und meldeten den Fall in die Bischofsstadt. Schon zwei Tage später erreichte ein Brief des Mainzer Episkopats Äbtissin Hildegard auf dem Rupertsberg. Ein Exkommunizierter dürfe auf einem Klosterfriedhof nicht beigesetzt, sondern müsse außerhalb der geweihten Erde bestattet werden, hieß es darin. Der Tote sei unverzüglich wieder auszugraben. Im Falle der Weigerung trete ein Interdikt über das Kloster in Kraft.

Hildegard grübelte nächtelang, wie sie sich verhalten sollte. An den Bischof konnte sie sich nicht wenden, der befand sich mit Kaiser Friedrich Barbarossa auf einer Italienreise. Keine ihrer Entscheidungen fiel ohne intensive Zwiesprache mit Gott und ohne den Himmel bestürmt zu haben. So nahm sie auch jetzt Zuflucht zum Gebet und wartete auf Gottes Antwort. Bei jeder ihrer Entscheidungen holte sie jedoch auch die Meinung der Klostergemeinschaft ein. Die Nonnen beurteilten den Fall unterschiedlich. Während die Schwestern Walburga, Mechthild und Agnes dafür waren, die Anweisungen der bischöflichen Behörde unbedingt zu befolgen, plädierten die Priorin Agatha und die Mehrheit des Konvents für die Rechte des Edelmanns. Schließlich sei er im Frieden Gottes heimgegangen und habe ein Anrecht auf die Ruhe auf dem Gottesacker. Was das bedeutete, wusste Hildegard. „Wir müssen uns die Konsequenzen vor Augen halten“, erklärte sie nach dem Frühgottesdienst dem unschlüssigen Konvent. „Das Kreuz des Interdikts bedeutet: Öffentliche Gottesdienste sind uns von nun an untersagt.“

Ein Raunen durchzog den Chorraum der Kirche. Die Schwestern blickten sich bestürzt an.

„Wir dürfen nur in der verschlossenen Kirche mit leiser Stimme die Psalmen und Lesungen sprechen.“

„Ist der Edelmann das wert?“ Schwester Katharina blickte fragend in die Runde. Hildegard antwortete nicht.

„Der sonst so feierliche gregorianische Choral, das Rückgrat unseres benediktinischen Lobgesangs, ist verboten“, fuhr sie fort.

Einige Schwestern seufzten. Die Trauer über das Verbot entlud sich in empörtem Getuschel. Die Äbtissin verkündete nun die letzte Bestimmung des Interdikts: „Auch die Glocken dürfen nicht läuten.“

Der Rupertsberg, diese Stätte der Hoffnung und des Segens für den Rheingau, erstarrte in diesem verhängnisvollen Jahr 1148 im Schweigen. Besorgte Binger Bürger blickten verwundert zum Kloster empor. Der Grund für die ungewohnte Stille sprach sich schnell herum und setzte eine ähnliche Diskussion in Gang, wie sie die Nonnen geführt hatten. Denen die zunehmenden Machtbefugnisse der Kirche schon längst ein Dorn im Auge waren, wetterten gegen das Interdikt und stärkten der Äbtissin den Rücken. Andere wiederum meinten, die starre Haltung der Ordensoberin werde ihr am Ende nur schaden. Die bischöfliche Behörde sitze nun mal am längeren Hebel. Hildegard ließ sich nicht beirren. Doch sie litt. Sie litt immer, wenn harte Entscheidungen anstanden, Sie erkrankte schwer, bekam hohes Fieber wie schon so oft. Es schien, als müsse sie alle Bedrängnisse und Versuchungen erst durchleiden, bis ihr die Lösung klar vor Augen stand. Sie rang mit Gott, haderte mit sich, war zeitweise entschlossen- und mutlos. Doch dann entwickelte sie, die Beterin, die Kämpferin mit ihrem ausgeprägten Gerechtigkeits-sinn, eine Energie, die ihrem zarten und von manchen

Übeln heimgesuchten Körper kaum zugetraut wurde. Sie gehorchte dem Mainzer Befehl, indem sie das Interdikt zuließ, widersetzte sich ihm jedoch, indem sie dem Verstorbenen die Totenruhe auf dem Klosterfriedhof gestattete. Um ganz sicher zu gehen, dass ihr Entschluss nicht hintergangen wurde, ließ sie das Grab des Edelmanns einebnen und verwischte alle Spuren, damit es von Fremden nicht entdeckt wurde.

Den verwunderten Mitschwestern erklärte sie, nachdem sie mit dem Abtsstab ein Kreuz über die Stelle geschlagen hatte: „Wer nach Beichte, Absolution und Empfang der Sterbesakramente im Frieden des Herrn stirbt, dem sichert Gott seine Gnaden zu. Wir alle sind Zeugen, dass der Verstorbene unter Gebet und Segen des Priesters ins Grab gelegt wurde. Ihm muss Gerechtigkeit widerfahren.“

Inzwischen ist ein Brandbrief auf dem Wege zu den Mainzer Prälaten, in dem sie erklärt, dass der unter Acht und Bann stehende Edelmann seine Tat bereut, unter Zeugen gebeichtet und die Sterbesakramente empfangen hat. Und sie fragt: „Was ist denn das Sakrament noch wert?“ Wenn Hildegard allein war, ging sie gern durch die Räume, die ihr zum Arbeiten vorbehalten waren. Doch vor allem hielt sie sich in der Bibliothek auf. Hier waren die Briefe gestapelt, die sie noch beantworten musste, hier standen in Reih und Glied aber auch ihre Werke, die sie in mühevoller Kleinarbeit zu Papier gebracht hatte. „Scivias – Wissen die Wege“, ihr Erstlingswerk, an dem sie ganze zehn Jahre geschrieben hatte. Daneben das Buch „Liber subtilatum diversarum naturarum creaturarum“ – das medizinische Werk, gefolgt vom „Liber vitae meritorum“ – das Buch der Lebensvergeltung und schließlich das „Liber divinorum operum“ – das Buch der Gotteswerke. Wie viel Arbeit steckte in ihnen, wie viel Schweiß, wie viele durchwachte Nächte bei Kerzenschein, während die Augen brann-

ten und sich oftmals nur mühsam gegen den Schlaf wehrten. Ein gewaltiges schriftstellerisches Lebenswerk! Jede Autorin könnte stolz darauf sein. Behutsam strich Äbtissin Hildegard über den ledernen Einband von „Scivias“.

Doch derzeit herrscht kein Grund zur Freude. Solange die Glocken schwiegen, die Stimmen der Nonnen nicht erschallen durften, das Interdikt in seiner grausamen Konsequenz angewendet wurde, war für die Äbtissin vom Rupertsberg das Leben wie unter einer Eisschicht erstarrt. Es bewegte sich nicht mehr. War denn alles umsonst gewesen? Hildegard ging nun auf die Achtzig zu, ihr Körper war abgenutzt, ausgelaugt, verbraucht. Wie oft war er infolge der vielfältigen Krankheiten an seine Grenzen gestoßen, hatte eines Anstoßes und Auftriebes bedurft durch die göttlichen Weisungen, die sie in ihren Visionen erhielt. Schwierigkeiten hatte sie zuhauf gekannt.

Die Äbtissin stellte das Buch ins Regal zurück und blickte aus dem Fenster. Noch lachte der Sommer vor der Tür mit Wärme und Licht, mit den Farben der Blumen und den Gerüchen reifender Früchte. Drunten schimmerten die Wellen der Nahe in der Sonne, und weiter entfernt bewegte sich das Silberband des Rheins stromab.

Wie der Strom begann nun das Leben an Hildegard vorbeizuziehen. Gemächlich zunächst, dann eiliger, als gelte es, Stromschnellen zu überwinden und Strudeln auszuweichen, schließlich wieder ruhiger und überschaubarer. Nein, das frühe Klosterleben als Neuling in der Klausur, später als schlichte Nonne, als Meisterin oder Magistra und schließlich als Äbtissin hatte doch seinen Sinn! Gott hatte es jedenfalls gesegnet durch die Gnade der Visionen und durch seine Forderungen. War sie dem Herrn der Schöpfung gerecht geworden? Hatte sie alles so gemeistert, wie es von ihr verlangt worden war? Lange stand die Äbtissin am Fenster. Da die Glocke stumm bleiben musste, wurde

der Aufruf zur Sext und zum Angelus-Gebet mittels zweier Holzscheite gegeben, die eine Schwester im Kreuzgang aneinander schlug. Die Nonnen stellten sich in Zweierreihen auf und schritten still in den Chor der Kirche hinüber. Aber Hildegard war nicht bei der Sache. Sie hörte das Gemurmel der Mitschwestern, den tonus rectus der Vorbeterin. Ohne Gesang erreichten die Psalmen nicht die verborgene Tiefe ihrer Bedeutung. Die Äbtissin schloss die Augen und kehrte weit in die Zeit zurück ...



Bermersheim, 1098

„Ich fürchte, es wird eine schwere Geburt“, seufzte Mechthild, die Gattin des Edlen Hildebert von Bermersheim. Sie waren auf dem Weg zu einem Arzt in Alzey, der auch als Geburtshelfer tätig war, um sich vorsichtshalber zusätzlichen Rat einzuholen. Die Geburt des zehnten Kindes der Familie würde er nicht begleiten, das war Aufgabe der Hebamme, die schon den anderen neun Kindern zum Weg ins Leben verholfen hatte. Der Reisewagen fuhr langsam, Hildebert selbst lenkte ihn. Die kostbare Fracht im Zweispänner wollte er keinem Kutscher oder einem anderen Bediensteten anvertrauen. Mechthild war auf mehreren Kissen gebettet. Sie federten die Stöße ab, die sich trotz vorsichtiger Fahrweise nicht vermeiden ließen. Nach dem letzten Gewittersturm hatte es Steinschlag gegeben, und die Wasserpfützen, die sich auf dem Hohlweg gebildet hatten, ließen ihre verräterische Tiefe nicht erkennen. Während der Abwesenheit der Eltern stand Drutwin, der älteste Sohn, dem Hauswesen vor. Obgleich er noch nicht volljährig war, versah er die Stellvertretung mit Geschick. Aufmerksam wachte er über die Arbeiten in Hof und auf den Feldern, er leitete Mägde und Knechte an wie ein erfahrener Bauernvogt. Die Bermersheimer Besitzung war beachtlich. Neben Weiden und Weinbergen und einem ansehnlichen Waldstück gehörten zwei Wassermühlen zum Hofinventar. Hinzu kamen neben dem Haupthaus mehrere Gebäude für das Gesinde, Scheunen und Vorratskammern sowie ein Kirchlein und ein kleines Siechenhaus. Geschützt lagen die Häuser und Hütten in-

nerhalb eines Walles und einer durch Tore zugänglichen Schutzmauer. In unruhigen Zeiten, wenn Gefahr drohte, diente das Gelände innerhalb des Walls auch als Zufluchtsstätte für die außerhalb angesiedelten Bauern. In der Ferne nach Osten hin schimmerten je nach Sonnenstand veilchenblau oder smaragdgrün die Höhen über dem Rheintal, nach Westen hin erstreckten sich die buckligen Berge des Pfälzer Waldes.

Der Weg nach Alzey war nicht weit. Zwei Fußstunden benötigte man für die Strecke Richtung Süden, eine Stunde Fahrzeit für den Zweispänner. Doch heute dauerte die Reise eine halbe Stunde länger. Der Arzt bescheinigte Mechthild eine schwache Konsistenz. Kein Wunder nach neun Kindern, nickte er ernst. Er verschrieb einige Arzneien zur Stärkung. Da er die zuständige Hebamme kannte und ihre gewissenhafte Arbeitsweise schätzte, entließ er die Schwangere am Ende zuversichtlich mit vielen guten Ratschlägen und Empfehlungen.

Einen Monat später wurde dem Edelfreien Hildebert von Bermersheim und seiner Gemahlin Mechthild von Burg Merxheim im Nahetal eine Tochter geboren. Die Geburt verlief trotz der befürchteten Komplikationen reibungslos, doch das Mädchen war zart und schwach. Sie gaben ihm den Namen Hildegard – die Kampfkühne.

„Wir werden manchen Kummer mit ihr haben“, seufzte die Mutter.

„Eine körperliche Schwachheit wird zuweilen durch geistige Stärke ausgeglichen“, tröstete der Vater. „Vielleicht übertrifft Hildegard alle unsere Erwartungen.“

Doch zunächst blieb Hildegard ein Sorgenkind. Mit wachsblichem Gesichtchen lag sie, oftmals weinend, in der Wiege, die die Amme mit leichten Stößen in Bewegung hielt. Allerlei Kinderkrankheiten begleiteten Hildegards erste Lebensjahre. Doch erfreute sie sich auch der Obhut

ihrer älteren Schwestern Irmgard, Odilia, Jutta und Clementia, die sie, sobald sie laufen konnte, an ihren Spielen und Streichen teilhaben ließen. Die Brüder Hugo, Radulf und Roricus befanden sich zeitweise schon zum Studium außer Haus und nahmen nur gelegentlich an dem ausgelassenen Treiben und lustigen Schabernack teil. Mit jedem Frühling, der nach langen dunklen Wintermonaten die Lebensgeister des Körpers stärkte, blühte das Mädchen auf, doch dann warfen wechselnde Krankheiten sie wieder zurück, und der Prozess des Kräftesammelns begann von Neuem. Vor allem eine Rachitis fesselte sie länger ans Krankenlager, und die Eltern fürchteten, dass sie deshalb nicht so bald würde selbständig gehen können. Doch dann erholte sich Hildegard plötzlich, die Beine gewannen an Kraft und sie verließ das Bett.

Oft nahm die Amme sie an der Hand. Die Amme war eine besonnene, erfahrene Frau, die schon mehrere Kinder geboren hatte. Hildebert hatte sie aus einem der Bedienstetenhäuser engagiert, er schätzte ihre robuste und zugleich herzerfrischende Art. Das wechselvolle Leben hatte sie gelehrt, die Dinge des Alltags zu meistern. Doch Mechthild hielt sie für nicht zartfühlend genug. „Unsere Hildegard ist ein zartes und anfälliges Geschöpf. Sie braucht eine Amme, die sie versteht und der sie sich anvertrauen kann.“

Doch diese Bedenken zerstreute Hildebert. Eine starke, in sich ruhende Persönlichkeit, die sich nicht so schnell aus dem Gleichgewicht bringen lasse, sei genau richtig, bemerkte er.

Hildegard plapperte schon recht früh drauflos und fühlte sich in der Nachbarschaft ihrer Amme wohl. Gemeinsam unternahmen sie Spaziergänge durch die Wiesen, auf denen das Vieh weidete und wo das Mädchen sich nicht satt sehen konnte an den Blumen und Kräutern am We-

gesrand. Eines Tages, sie war inzwischen fünf Jahre alt, blieb Hildegard am Weidezaun stehen und betrachtete eine trächtige Kuh.

„Siehst du das Kälbchen in ihrem Leib?“, fragte sie. „Es wird sicher bald auf die Welt kommen. An Stirn, Rücken und Füßen ist es gefleckt, sonst aber ist es ganz weiß.“

„Das kannst du sehen?“, fragte die Amme verwundert.

„Ja. Du denn nicht?“

„Ich sehe die Kuh und dass sie bald ein Kälbchen zur Welt bringt. Jedoch wie es aussieht – nein, das erkenne ich nicht.“

„Komisch. Ich dachte, alle Menschen könnten es sehen.“ Eine Weile war Hildegard sprachlos wie ihre Begleiterin. Ganz in sich gekehrt ging sie neben ihr heimwärts. So weit ihr kleiner Kinderverstand dazu in der Lage war, begriff sie doch, dass sie offenbar über eine besondere Gabe verfügte.

Zu Hause berichtete die Amme der Mutter von dem geheimnisvollen Vorfall. Die Eltern standen vor einem Rätsel.

„Sagte ich nicht, dass wir manchen Kummer mit unserer Tochter haben werden?“, erinnerte sich Mechthild.

Herr Hildebert zuckte die Schultern. „Du siehst zu schwarz“, antwortete er ausweichend, doch ganz wohl war auch ihm nicht ums Herz. Nicht lange danach wurde das Kälbchen geboren. Es war ganz weiß. Nur Stirn, Rücken und Füße waren gefleckt – ganz so, wie die kleine Hildegard es beschrieben hatte.

Hildegards Augen waren ihr Geheimnis. Sie sah, was andere Menschen sehen. Doch sie sah auch, was sich den Blicken anderer Menschen entzog. Sprachlos war sie angesichts dieser Gabe, und sie wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. War sie krank? Vielleicht verrückt? Wie sollte sie unterscheiden zwischen dem, was der Wirklichkeit entstammte, und dem, was aus der inneren Schau

kam? Fragte sie, so erhielt sie oft die Antwort: Nein, das ist nicht die Welt, in der wir leben, das hat einen anderen Ursprung. Je tiefer sie eintauchte in diese Anderswelt und je mehr sie darüber sprach, umso mehr rückten die Menschen von ihr ab, betrachteten sie mit Scheu und großer Verwunderung. Hatte sie diese Gabe nicht schon mit ihrer Empfängnis erhalten? Oder mit der Muttermilch aufgesogen? Sprach Gott durch sie? Oder war sie ein Opfer des Dämonen, des Teufels, der sich in Lämmergewänder kleidete, um zu sehen, wen er verführen konnte? Hildegard gab ihrer Umgebung Rätsel auf. Und sie selbst wurde sich zum Rätsel, bis sie eines Tages begriff, dass sie von Gott auserkoren war, den Menschen etwas mitzuteilen und durchsichtig zu machen, was jetzt noch wie in einem blinden Spiegel erschien.

Später, als sie ihr Leben aufschrieb, notierte Hildegard: „Manches erzählte ich einfach, so dass die, die es hörten, sich sehr wunderten, woher es käme und von wem es sei. Da wunderte ich mich selbst, dass ich, während ich tief in meine Seele schaute, doch auch das äußere Sehvermögen behielt, und dass ich dies von keinem anderen Menschen hörte. Darauf verbarg ich die Schau, die ich in meiner Seele sah, so gut ich konnte.“ Im Nachhinein erinnerte sich Hildegard an ein erschütterndes Seelenerlebnis: „In meinem dritten Lebensjahr sah ich ein so großes Licht, dass meine Seele erbebte, doch wegen meiner Kindheit konnte ich mich nicht darüber äußern.“ Schließlich war sie sicher, dass Gott ihr, als er sie im Schoß ihrer Mutter durch den Hauch des Lebens erweckte, dieses Schauen ihrer Seele eingepreßt hatte. Ein andermal sagte sie: „Gott hat mich von meiner Mutter Leibe an ausgesondert und berufen durch seine Gnade.“

Mit zunehmendem Verstand und unter dem Eindruck ihres Lebensverlaufs konnte sie über ihre seelische Seherkraft sprechen. „Die Seele durchdringt die Augen, sind diese doch ihre Fenster, durch welche sie die äußere Natur erkennt.“

Hildegard, das junge, kränkelnde, doch aufgeweckte Mädchen, nahm ihre Welt mit ungewöhnlichem Blick wahr. Wenn die Winterstürme sich gelegt hatten, der April seine kalten, noch von Schneeflocken durchsetzten Schauer abgerechnet hatte, begrüßte sie den Mai mit jubelnder Freude. Die Natur, über Monate erstarrt, setzte zu neuem Leben an, überschüttete die Welt mit Blüten und Farben. Wie taute Hildegards Seele in diesen Wochen auf! Sie betrachtete den Wechsel und Wandel in der Natur mit staunendem Blick, verfolgte den Prozess des Übergangs von der Blüte zur Frucht im Wechsel der Jahreszeiten und erkannte hinter allen Veränderungen den geheimnisvollen Schöpfungsgedanken Gottes.

Einen ganzen Tag verbrachte sie im Geflügelhof ihres elterlichen Anwesens, betrachtete die Henne, wie sie das Ausschlüpfen ihrer Küken förderte und die kleinen Flaumknäuel versorgte. Sie erkannte in allen Dingen den über der Welt waltenden Schöpfer, der auch die unscheinbaren Kreaturen mit seinem Geist belebt. „Die Sonne regiert alles, was unter der Erde ist“, sagte sie, „wie eine Henne ihre Küken hegt. Daraufhin steigt sie mit dem heiteren Tag über die Erde und stärkt alles, was auf ihr lebt, so wie eine Henne ihre Küken aus den Eiern herauslockt.“

Eine Flaumfeder schwebte, vom Windhauch emporgetragen, über den Hofplatz. Hildegard sah ihr nach, sah, wie sie tänzelte, dann fast zu Boden fiel, sich wieder fing und schwankend davonglitt. Odilia, die mit Bündeln sauberen Linnens über den Hof zur Wäschekammer ging, schüttel-

te den Kopf. „Hier sitzt du und verbringst deine Zeit. Hast du nichts Besseres zu tun als einer Feder nachzustarren?“ Doch Hildegard war so in ihre Betrachtung vertieft, dass sie nicht sogleich antwortete. Schließlich meinte sie nachdenklich: „Ist sie nicht ein Symbol für unser Leben? Bin ich denn mehr als eine im Windhauch Gottes schwebende Feder?“ Vieles von dem, was sie jetzt beobachtete, was sie bedrückte oder erfreute, prägte sich ihr tief ein. Was manche Menschen gedankenlos für notwendig hielten, schnitt ihr ins Herz. So konnte sie den Anblick im Netz zappelnder Fische nur schwer ertragen.

Über viele Gegenstände des Alltags stellte Hildegard ihre Beobachtung an. Ob am Herd in der Gutsküche, wo es in den Töpfen brodelte und kochte, ob an der Esse der Schmiede, wo der Meister die Flamme aus der Schlacke zum Leben erweckte, oder im Stall, wo die Magd die satte Kuh molk, es gab hundert Gelegenheiten zu meditieren. Einmal war es das starke, sich an einem Fuhrwerk gleichmäßig drehende Rad, das ihre Gedanken in Gang setzte. Das Rad kreiste um seine innere Achse, es ruhte in sich, auch wenn es unablässig vorwärts glitt, erschüttert und gerüttelt wurde, den Wagen bewegte und Menschen beförderte.

Hugo, einer von Hildegards Brüdern, hatte seine Studien beendet. Er wechselte zum erzbischöflichen Hof nach Mainz und bekleidete bald das geistliche Amt des Domkantors an der Kathedrale. Hildegard fiel der Abschied schwer. Es waren zwar nur acht Wegstunden bis Mainz, doch so bald würde Hugo nicht zurückkehren, und wer wusste schon, ob er seine stets kränkelnde jüngste Schwester dann noch lebend antreffen würde.

„Du gehst nun in die große Welt“, sagte Hildegard, „du lernst Fürsten und Prälaten, ja, vielleicht auch den Kaiser kennen. Vergiss mich darüber nicht.“

„Ich werde dir schreiben“, versprach der Bruder.

Die Nachrichten, die er wie versprochen übermittelte, erschütterten das Rhein- und Nahetal und wurden auch in Bermersheim am Hof des Edlen Hildebert diskutiert. Kurz nach Hildegards Geburt war der Erste Kreuzzug zu Ende gegangen und das Königreich Jerusalem errichtet worden. Doch jetzt wurde eine dreiste Schandtät des Königs offenbar: 1105 hatte Heinrich seinen Vater in den Kerker der Naheburg Böckelheim werfen und sich selbst im Januar 1106 vom Erzbischof von Mainz als Heinrich V. krönen lassen. Heinrich IV. konnte fliehen, doch war er am 7. August jenes Jahres gestorben.

Solche dunklen Geschehnisse kamen auch am heimischen Herd zur Sprache. Der Vater ging, wenn er über Politik sprach, vor dem großen Kamin auf und ab, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Die Mutter saß, ihre Näharbeit unterbrechend, am Fenster und blickte in die trübe Welt hinaus. Sie sprach kaum, Politik, sagte sie, sei Männersache und sie verstehe auch nicht viel davon. Doch dass sich die Kirchenoberen oftmals falsch verhielten, sich um ihres persönlichen Vorteils wegen gegeneinander auspielten, das begriff sie wohl. Hildegard litt, auch wenn ihr manche Einsicht in politische Angelegenheiten fehlte, unter der Zwietracht zwischen den Menschen. Gott gab ihr manchmal einen klärenden Fingerzeig. Nicht aus eigener Einsicht, sondern durch die geistige Schau sah sie hinter die Dinge. Aber noch war sie zu jung, um sie in rechte Worte zu kleiden und ihrer Umwelt begreiflich zu machen.

„Es ist an der Zeit, dass wir uns über die Zukunft unseres jüngsten Kindes Gedanken machen“, sagte Hildebert eines Tages nach dem Abendbrot. Die Sonne hatte sich schon früh hinter den Wolken im Westen verzogen, die Dämmerung war hereingebrochen, und an den Wänden brannten die Kienspäne. Hildegard hatte sich nach einem lan-

gen Tag mit ihren Freundinnen im ersten Schnee schon zur Ruhe begeben. Der Winter hatte sich in diesem Jahr früh angesagt. Die Ebereschen standen in voller Frucht. Die roten Beeren, von den Vögeln als Delikatesse begehrt, waren ein sicheres Zeichen für die kalte, dunkle Jahreszeit.

„Hildegard ist unser zehntes Kind, Hildebert. Sollen wir sie nicht Gott in einem Kloster weihen, gleichsam als unseren ‚Zehnten‘ für das Reich des höchsten Herrn?“

„Ich weiß nicht, Mechthild. Sie ist zart, fast immer kränzlich. Wie soll sie die Klosterregel, die nächtlichen Betstunden durchstehen?“

„Ich denke nicht an ein gewöhnliches Kloster der strengen Observanz, sondern eher an eine Klausur. Eine ruhige Zelle, in der sie mit Gleichgesinnten beten und arbeiten kann, aber doch das Nötigste zum Leben erhält.“

Hildebert antwortete nicht. Er schien die einzelnen Worte seiner Gemahlin zu bedenken. Mit der Rechten kraulte er seinen Bart.

„Du kennst den Disibodenberg mit dem Kloster der Benediktiner“, fuhr Mechthild fort. „Dort gibt es eine Klausur, jetzt mit der Frau Jutta von Sponheim als Meisterin.“

„Du bist ja gut im Bilde“, wunderte sich Hildebert. „Wir sollten nichts übereilen. Lass uns die Sache überschlafen. Dann sehen wir weiter.“

Hildebert brauchte zwei Tage, bis er sich mit dem Gedanken, seine Tochter der jungen Meisterin in der Klausur auf dem Disibodenberg, im Winkel zwischen den Flüssen Nahe und Glan, anzuvertrauen, anfreunden konnte. Frau Jutta, Tochter des Grafenehepaars Stephan und Sophie von Sponheim, war eine kluge junge Frau, das hatte sich herumgesprochen. Sie pflegte eine strenge Askese, fastete tagelang und geißelte sich obendrein, trug sogar ein Büsserhemd, eine eiserne Kette und einen Keuschheitsgürtel. Nur an

Sonn- und Feiertagen sowie in Tagen der Krankheit legte sie ihn ab. Manche Menschen meinten, dass sie ihre Bußübungen übertrieb. Hildebert von Bermersheim gab diese Einwände zu bedenken, doch seine Gemahlin sagte, je konsequenter ein Mensch die Entsagung der irdischen Genüsse dieser Welt anstrebe, umso größer sei sein Verdienst im Himmel. Gegen dieses Argument gab es keinen Widerspruch, und so setzten sie eines Abends nach dem Nachtgebet ihre Tochter ins Bild.

Hildegard war nicht überrascht. Sie empfand die Entscheidung der Eltern geradezu als Bestätigung ihres inneren Verlangens. Die Stimme, in der sie Gottes Ratschluss erkannte, und die Visionen, die sie zunehmend heimsuchten, hatten ihr längst nahegelegt, den Weg der Kontemplation und des Gebetes zu wählen und dem Schöpfer der Welt in der Einsamkeit einer Klause zu dienen. Doch zunächst musste sie auf das Leben auf dem einsamen Berg, getrennt von ihren Eltern, vorbereitet werden. Eine fromme Frau übernahm die religiöse Unterweisung, und es vergingen mehrere Jahre, bis Hildegard sich am 1. November 1112 schließlich der Einsiedlerin Jutta von Sponheim zusammen mit einem anderen Mädchen namens Jutta zur weiteren Vorbereitung auf das Einsiedlerleben anschloss.

Hildegard war aufgeregt. Die letzte Nacht zu Hause, in ihrem Bett. Als sie sich niederlegte, wusste sie, dass sie das zum letzten Mal tat. Das Daunenbett war weich. Sie nahm das Kopfkissen wie eine Puppe in die Arme und roch die Gänsefedern im Innern. Sie stachen sogar ein bisschen. Es war, als wenn die ganze Kindheit mit den Abenteuern im Hof, dem Gänsegeschnatter und dem Hühnergackern in diesem Bezug aufgehoben sei, zusammengedrängt zu einem endgültigen Abschied. Lange fand das Mädchen keine Ruhe. Immer wieder wachte sie aus

dem Halbschlaf auf, hörte das Horn des Nachtwächters, doch verstand sie nicht, welche Stunde er ausrief. Am Morgen war sie nicht ausgeschlafen. Die Mutter musste Hildegard zweimal ansprechen und zum Waschen nötigen. Ob wir dem Kind wirklich etwas Gutes tun, wenn wir es auf den Disibodenberg geben?, fragte sich Mutter Mechthild plötzlich und erschrak bei dem Gedanken, dass sie diesen Weg angestoßen hatte. Doch dann bedachte sie die getroffenen Entscheidungen. Für das Kind war dieser Weg der richtige. Es gab kein Zurück. Mechthild öffnete die Reisetruhe und warf einen letzten Blick hinein. Die Wäsche Hildegards war sorgfältig gestapelt und in kleine Bündel eingeteilt. Obendrauf lag das Kreuz, das Hugo vor Jahren eigenhändig aus einem Lindenholzstück geschnitzt hatte. Den Korpus hatte er nur angedeutet, die Ausführung der Figur war ihm wohl zu schwer.

Hildegard trug ihren Festtagsstaat, ein bis auf den Boden reichendes Kleid aus feinem, gebleichten Linnen, darüber einen Mantel aus grüner Seide und auf dem Kopf einen geflochtenen Kranz weißer Stoffröschen. Ihr blondes Haar fiel bis auf die Schultern herab. So erschien sie vor der versammelten Familie und der Mägdeschar. Auch die Amme war da, sie machte ein bedrücktes Gesicht und wischte sich verstohlen ein paar Tränen aus dem Gesicht. Das letzte gemeinsame Frühstück. Hildegard konnte kaum einen Bissen hinunterwürgen. Der Vater schaute unruhig aus dem Fenster. Es war schon angespannt, die Pferde scharren im Sand.

Aufbruch. Der Hofhund sprang Hildegard an, drohte sie fast zu Boden zu reißen, so ungestüm war er. Ahnte er den Abschied auf Nimmerwiederkehr? „Ist ja schon gut, mein Lieber, ist ja gut!“ Hildegard streichelte dem Hund das Fell. Er wedelte mit dem Schwanz, wollte mit in die Kutsche, wurde zurückgedrängt. Die Peitsche knallte. Hil-

degard sah, wie der Hof mit dem Herrenhaus immer mehr schrumpfte, bis er zu einem Punkt zusammenschmolzen war. Die winkenden Menschen auf der Freitreppe erkannte sie nicht mehr.

„Wird man mir das Haar wohl abschneiden?“, fragte Hildegard ihre Mutter ängstlich. Mechthild sah ihren Mann an und dann die Tochter: „Nein, mein Kind, jetzt wird man es dir nicht abschneiden. Vielleicht später, wenn du dich ganz für Gott entschieden hast. Wenn du dein Haar opferst, ist das ein Zeichen deiner Unterordnung unter seinen Willen und unter die Regel des hl. Benedikt.“

„Dann kann ich mich ja nicht mehr bei meinen Freundinnen sehen lassen“, platzte es aus dem Mädchen heraus. Sie war vierzehn. In dem Alter achteten die jungen Damen bereits auf Kleidung und Aussehen.

Doch dann schlug sie sich mit der Hand auf den Mund. „Ich werde meine Freundinnen ja nicht mehr wiedersehen.“

„Dein Haar wächst nach“, tröstete die Mutter. „Bist du erst einmal eine richtige Nonne, darfst du es an Festtagen so offen und lockig tragen wie jetzt. Schönes langes Haar unterstreicht die Würde der Frauen. Doch zunächst wirst du wohl eine Haube tragen.“

Hildegard dachte über die Worte nach, doch ganz glücklich machten sie sie nicht.

Der Weg zum Disibodenberg kam Hildegard heute unendlich lang vor. Obgleich es draußen grünte und blühte, war ihr in ihrem Herzen eher nach Winter zumute. Sie sah einen Fischreiher am Ufer der Nahe. Er hatte ein Bein angezogen und döste vor sich hin. Auf Fischfang schien er nicht aus zu sein, sonst wäre er aufmerksamer. „Was ist, wenn er eingeschlafen ist? Ob er dann nicht sein Gleichgewicht verliert und umfällt?“

„Nein. Hast du nicht den Stein gesehen, den er in seinem langen Schnabel trägt? Wenn er tatsächlich fest einschlafen sollte, fällt der Stein auf seinen Fuß und er schreckt auf. Das hat die Natur wunderbar eingerichtet, findest du nicht?“

Der Vater machte ein unbewegliches Gesicht und sah seine Tochter von der Seite an. Hildegard wusste einen Augenblick nicht, ob der Vater es ernst gemeint oder einen Witz gemacht hatte. Doch dann lachte er auf und zog seine Tochter fest an sich.

Auch die Mutter umarmte und küsste sie, als der Wagen vor dem Tor des Benediktinerklosters ankam. Ein paar Klosterbrüder standen bereit, um das Gepäck in Empfang zu nehmen. Hildebert von Bermersheim und seine Gattin Mechthild wurden mit Respekt und Ehrerbietung empfangen. Der Abt eilte selbst zur Begrüßung herbei, schließlich war die Mitgift der Tochter beachtlich. „Willkommen auf dem Disibodenberg“, begrüßte er die neue Klausnerin. Hildegard erwiderte den Gruß, wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Die Klosterbrüder redeten nicht, sie machten ein ernstes Gesicht. Aber jetzt kam Jutta von Sponheim herbei, die Meisterin der Klause. Sie war nur ein paar Jahre älter als Hildegard, doch schon gereift und ungemein gelehrt. Sie hatte ein durchgeistigtes Gesicht. Obgleich sie auf den ernsten Blick streng aussah, musterten ihre hellen Augen wach die neuen Gefährtinnen. Blitzte da nicht auch der Schalk aus den Augenwinkeln?

Mit Hildegard bezog noch ein weiteres Mädchen, das ebenfalls Jutta hieß, die Klause auf dem Disibodenberg. Jutta war ängstlich, man sah es ihr an. Vielleicht hatte sie die Konsequenz dieses Schrittes unterschätzt, als sie die Zustimmung zum Klausnerleben gab. Oder hatte man sie einfach überstimmt? Ihre Eltern verabschiedeten sich weniger gefühlvoll von ihrer Tochter als Hildegards Vater und

Mutter. Sie machten sich nicht die Mühe, ihre Tochter zu trösten, sondern klopfen ihr lachend auf die Schulter und meinten: „Es wird dir hier gut gehen. Mach dir keine Sorgen.“ Der Abschied war kurz und schmerzlich. Eine letzte, leidenschaftliche Umarmung, ein Kuss auf die tränenüberströmte Wange. Dann wandte sich die Kutsche. Hildegard sah ihr lange nach.

Gott hatte es gefügt. Hildegard unterwarf sich dem strengen Klausnerleben. Graf Meinhard von Sponheim, Juttas Bruder, hatte die Klause neben dem Benediktinerkloster bauen lassen, das er zudem mit zahlreichen Ländereien beschenkte. 1096 hatte Erzbischof Ruthard verfügt, dass anstelle der bis dahin dort lebenden Kanoniker Benediktiner den Disibodenberg besiedeln sollten, doch erst 1107 waren sie endgültig eingezogen. Hildegard erlebte den Aufbau und die Blüte der Mönchssiedlung, denn noch war das Kloster unfertig. Dann unter der Leitung von Abt Burchard entstand ab 1108 eine neue kreuzförmige dreischiffige Pfeilerbasilika, die St. Nikolaus-Kirche, die 1138 eingeweiht wurde.

Der Tag des Eintritts in die Klause war ein feierlicher Anlass nicht nur für die Klausnerinnen und die Mönche, sondern auch für die Bevölkerung der Umgebung. Der Gedanke, dass sich Menschen „einschließen“ ließen, um ganz nahe bei Gott zu sein und auf alles irdische Glück verzichten, forderte Respekt, und so machten sich viele Beter aus den umliegenden Ortschaften auf den Weg zum Disibodenberg, um an der „Inklusion“ teilzunehmen. Jutta von Sponheims und Hildegards Vater hatten den Benediktinern eine ansehnliche Schenkung an Geld und Grund gemacht.

„Die hohen Herrschaften haben seltsame Bräuche“, wunderte sich Friedhelm, einer der Knechte vom Benediktushof. Er kam gerade mit einer Fuhre Stroh am Fuß des Disi-

bodenberges vorbei. „Nun rennen alle herzu, um mit anzusehen, wie zwei junge Mädchen sich für alle Tage einschließen lassen. Uns fehlen zwei Mägde in der Gesindeküche. Die beiden könnten bei uns rechtschaffenen Dienst tun, statt ein Faulenzerleben zu beginnen.“

„Das sag nicht zu laut“, warnte ihn Gisbert, der zweite Knecht, „sonst bekommst du vom Gutsherrn die Peitsche. Beten und Gott preisen, habe ich gehört, soll auch ein Beruf und kein Faulenzerleben sein.“

„Nun gut, so wird wohl Gott, der Herr, ihnen das Getreide in die Mühle fahren und zu Mehl mahlen lassen, damit sie im Winter genug Brote zu essen haben.“

Der zweite Knecht lachte schallend auf. „Sag ihnen doch, dass sie für dich beten und schon mal um einen angenehmen Ruheplatz im Himmel nachsuchen sollen.“

Gisbert murmelte ein paar unverständliche Worte vor sich hin. Dann trieb er die Ochsen an. Knarrend setzte sich das Gefährt wieder in Bewegung.

Zunächst feierten die Mönche mit den Klausnerinnen einen Gottesdienst in der Klosterkirche, der einer Totenfeier ähnelte, denn die drei jungen Frauen waren nun der Welt gestorben. Dann zog die kleine Prozession Psalmen und Hymnen singend zur Klause. Die drei jungen Frauen trugen Kerzen in ihren Händen. Das Licht erinnerte an die Öllampen der klugen Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten. Dreimal ertönte ein kräftiges „Ja“ auf die Frage des Abtes, ob sie zu ihrem neuen Lebensstand bereit seien. Der Meisterin Jutta legte man ein großes Kreuz auf die Schulter – den einzigen Schatz und Schmuck in der Klause. Als die Zeremonie vorüber war, verließen die Geistlichen die Einsiedelei, und vor ihren Augen und denen der Zuschauer wurde die einzige Verbindungstür zur Außenwelt zugemauert ...

Ein Schauer lief Hildegard über den Rücken, als der letzte Stein gesetzt wurde und das Licht des Tages hinter ihm verlosch. Jetzt war es dunkel im Raum. Jutta, die dritte Klausnerin, klammerte sich an Hildegard. Sie zitterte.

„Hast du Angst?“, fragte Hildegard leise. Jutta nickte. Sie wagte nicht zur Meisterin Jutta von Sponheim hinüberzublicken, die sich auf einen Gebetsschemel niederließ und leise eine Antiphon anstimmte.

„Du musst dich nicht fürchten“, gab Hildegard zur Antwort. „Wir sind ja nicht allein. Gott, der Herr, ist mitten unter uns.“

„Jetzt leben wir in einem Grab oder in einem Verlies“, flüsterte Jutta, und ihre Augen waren wie vor Entsetzen weit geöffnet.

Doch das war nur der erste Eindruck von der neuen Umgebung; die Klausen, die sie nun zu dritt bewohnten, war weder dunkel wie ein Grab noch klein. Es gab einen Wohn- und einen Schlafräum und dazu ein Arbeitszimmer. Auf einer Feuerstelle konnten die bescheidenen Mahlzeiten zubereitet werden. Jede hatte eine Schüssel, einen Napf, einen Krug. Ferner ein Unterbett mit einem Kissen für den Kopf. Es gab auch einen Ort, an dem man sich waschen und seine Notdurft verrichten konnte. Völlig von der Außenwelt abgeschlossen waren die Frauen nicht. In einem kleinen, von einer hohen Mauer umschlossenen Garten konnten sie Kräuter ziehen, Gemüse anbauen und sich in der frischen Luft erholen. Vom Wohnraum der Klausnerinnen öffnete sich ein Fenster zum Inneren der Klosterkirche. Aus der Distanz konnten sie an den Gottesdiensten der Mönche und den Stundengebeten teilnehmen.

Es gab neben der Eucharistiefeyer sieben gemeinsame Gebetszeiten. Die Laudes wurden bei Tagesanbruch gesungen, es folgten die Prim um 6 Uhr, die Terz um 9 Uhr und die Sext um 12 Uhr. Die Non schloss sich um 15 Uhr

an, gefolgt von der Vesper beim Aufgang des Abendsterns. Die Komplet beendete den Tag bei Einbruch der Nacht. Doch auch in der Nacht gönnten sich Klostergemeinschaft und Klausnerinnen keine Ruhe. Die Vigilia oder Matutin erforderten Aufmerksamkeit und Wachsamkeit. Es war ein schweres Opfer, auf Schlaf zu verzichten. Die Klausen der drei Frauen besaß noch zwei weitere Fenster. Das eine ließ Licht und Luft in den Klausurbereich, das andere öffnete sich zum Klosterhof und diente zur Durchreiche von Versorgungsgütern oder zum Gespräch mit Rat suchenden Besuchern aller Stände. Jutta von Sponheim war eine gefragte Gesprächspartnerin in geistigen und weltlichen Dingen. Vielen Menschen schrieb sie auch Briefe.

Jutta von Sponheims Eintritt in die Klausen hatte sich nicht so problemlos vollzogen wie der Hildegards. Gern wäre sie zu einer Pilgerfahrt aufgebrochen, um die Wirkungsstätten Jesu zu sehen, doch ihre geistige Mentorin, die Witwe Uda von Göllheim, hatte den Plan vereitelt. Nach deren Tod 1108/09 hoffte Jutta, endlich zum Ziel ihrer Sehnsucht zu gelangen, doch diesmal stellte sich ihr Bruder, Graf Meinhard von Sponheim, Familienoberhaupt und Erbe, quer. In Juttas Vita, die ein Mönch vom Disibodenberg später verfasste, hieß es beschönigend: Ihr Bruder Meinhard bemühte sich, als ihm bekannt wurde, dass er ihre Abwesenheit nicht würde ertragen können, die Wallfahrt seiner Schwester zu verhindern, und schaltete als Vermittler Bischof Otto von Bamberg seligen Angedenkens ein. Eine adelige Dame auf eine so weite Reise zu schicken, war ein Ding der Unmöglichkeit ... Ein Verbündeter Juttas war Ruthard, Erzbischof von Mainz, dem die siebzehnjährige junge Frau gelobt hatte, unverheiratet zu bleiben und ihr Leben Gott zu weihen, womit die Eltern ganz und gar nicht einverstanden waren. Nun also be-

mühte sich Otto von Bamberg, ein frommer Mann und angesehener Repräsentant des bischöflichen Amtes, Jutta von ihren Wallfahrts-Plänen abzubringen.

Die Ruhe, die die drei Frauen in ihrer Klause anstrebten, wurde über einen langen Zeitraum durch Hämmern und Sägen, Klopfen und Feilen gestört. Manchmal fiel es schwer, sich auf einen Gedanken zu konzentrieren, den die Meisterin Jutta vorgab. Das Rufen und Fluchen der Bauarbeiter und die Geräusche der Arbeit an der neuen Klosterkirche drangen zu ihnen herein. Erst wenn die Nacht einfiel, kam der Berg zur Ruhe.

Die Meisterin sah die Anspannung in den Gesichtern ihrer beiden Mitschwestern und hatte immer ein Wort des Trostes bereit. Doch sie bestand auf der Härte und Konsequenz der selbst auferlegten Gesetze. Im Gegensatz zu Hildegard hatte sie mit ihrer Familie manchen Kampf ausfechten müssen, bevor ihr diese Lebensform gestattet worden war. Dass sie den Weg in die „vita religiosa“ außerhalb des Klosters einschlagen wollte, entsprach nicht den Vorstellungen ihrer Angehörigen. Allerdings hätte sie den Disibodenberg wohl kaum als Refugium gewählt, wenn ihr Bruder Meinhard, nach dem Tode der Eltern das Familienoberhaupt, nicht darauf bestanden hätte. Jutta, die sich von der Witwe Uda von Göllheim unterweisen ließ, zielte in ihren monastischen Vorstellungen weit über die benediktinischen Anforderungen hinaus, ein Beispiel, das bald auf ihre Schutzbefohlenen abfärbte.

Als Meisterin war Jutta von Sponheim fürsorglich und gerecht. Sie forderte den Klausnerinnen nichts ab, was sie nicht selbst zuvor erprobt und für gut gefunden hatte. Doch sie schonte sich nicht, und die Übungen der Demut und Unterordnung nahmen manchmal groteske Formen an. Sie marterte ihren Leib nicht nur mit Rutenschlägen, sondern auch mit einer dornigen Kette, die sie um die

Hüfte trug. Hildegard hatte bemerkt, dass das Gewand an dieser Stelle manchmal von Blutflecken durchtränkt war. Jutta von Sponheim war streng mit sich selbst. Sie verzieh sich die kleinen Verfehlungen nicht, sondern sie kasteite sich durch Schlaf- und Essensentzug. Manchmal, wenn Hildegard nachts nicht schlafen konnte, hörte sie die Meisterin nebenan Gebete murmeln. Einmal drang das Geräusch von Schlägen an ihr Ohr. Das aufgeschreckte Mädchen schlich sich aus dem Schlafräum in die Kapelle. Da stand Jutta von Sponheim in einer Ecke des kleinen Gotteshauses und peitschte mit einer Rute ihren entblößten Rücken. Dabei seufzte und stöhnte sie. Ein feiner Streifen Blut lief die Wirbelsäule hinunter ... Nein, eine solche selbst auferlegte Strafe für irgendeine kleine Verfehlung würde sie, Hildegard, nicht auf sich nehmen!

Das erste Jahr verging. Lehrjahre sind keine Herrenjahre, das erfuhr Hildegard schon bald. Sich an den Rhythmus des Tages mit seinen Gebetszeiten, seinen Unterrichtsstunden und seiner Rekreation zu gewöhnen, brauchte seine Zeit. Ob der Fischreiherr wohl noch am Ufer der Nahe steht?, fragte sich das junge Mädchen und lächelte bei dem Gedanken an den Stein im Schnabel, der ihn im rechten Augenblick vor dem Einschlafen bewahrt ... Vater war ein Spaßvogel. Hildegard vermisste sein schalkhaftes Lachen und seinen Humor. Ob die Mutter nachts in die Kissen weinte?

Hildegard fügte sich in den Klausuralltag, der festen Regeln unterlag. Die geheimnisvollen Visionen ließen nicht nach. Doch die Zeit, in der sie über ihre Schauungen unverblümt sprechen konnte, war vorbei. Mit zunehmendem Alter sprach oder schrieb sie weniger darüber. Sie ahnte, dass ihr inneres Sehvermögen eine nur ihr zugedachte Gabe und Gnade war, über die andere Menschen nicht verfü-

ten. Hatte sie sich zunächst nicht immer wieder erschrocken, wenn die Übermacht der Schauungen sie heimsuchte? Wie oft hatte sie früher den Kreis der spielenden Jungen und Mädchen verlassen, wenn die unerklärlichen Bilder über sie kamen, hatte sich geschämt und im Stillen geweint. Doch inzwischen hatte sie gelernt, dass der Blick in die Anderswelt zu ihr gehörte wie ein zweites Gewand.

Die Zeit ging ins Land. Jutta, die jüngere Mitschwester, suchte immer wieder das Gespräch mit der geistigen Gefährtin. Die täglichen Pflichten des Klausnerinnenalltags erschienen ihr zu schwer, brachten sie an ihre physischen und psychischen Grenzen. Sie war sich nicht sicher, ob sie die geistigen Übungen und körperlichen Selbstkasteiungen mit Fasten und Schlafentzug auf Dauer aushalten würde. Dabei hatte Jutta von Sponheim verkündet: „Wir wollen es nicht so streng halten wie der Ire Paternus, der um 1000 von der ‚grünen Insel‘ als Missionar nach Germanien kam, um sich als Inkluse einem Kloster der Benediktiner anzuschließen. Er baute seine Zelle neben dem Abdinghofkloster in Paderborn. Aber er verließ seine karge Behausung auch nicht, als ein Brand ausbrach und die Stadt einäscherte. Das Feuer verzehrte seine Klausur und auch ihn, weil der die Stabilitas loci, das Versprechen, an dem einmal gewählten Ort zu verweilen, nicht brechen wollte.“

Wenn ich mit offenen Augen betrachte,
was du, mein Gott, geschaffen hast,
besitze ich hier schon den Himmel.

Ruhig sammle ich im Schoß
Rosen und Lilien und alles Grün,
während ich deine Werke preise.

Eines Tages, während der Pflanzzeit im Klausnergarten, die Luft war lau und die Bäume und Sträucher trugen den Keim des beginnenden Frühlings, sprach die jugendliche Jutta wieder über die von der Meisterin aufgelegte Zucht.

Hildegard teilte die Sorgen ihrer Mitschwester. „Weißt du, Jutta“, sagt sie, „die Abtötung des Fleisches bringt uns unserem Herrn Jesus Christus gewiss Schritt für Schritt näher. Wir wollen arm sein wie er, der für uns in einem Stall zur Welt kam und einen langen Leidensweg auf sich nahm. Es gibt manche Bestrebungen unter Christen in unserem Land, wieder so zu leben wie er.“

„Gegen ein Leben in Einfachheit und mit maßvollen Opfern sage ich ja nichts“, erwiderte Jutta, „ein solches Leben habe ich ja angestrebt, sonst wäre ich nicht hier. Aber muss denn die klösterliche Zucht zur Hölle werden, aus der man keinen Ausweg weiß?“

Hildegard schnitten diese Worte tief ins Herz. So tief verwundet war die Seele ihrer Mitschwester und so verzweifelt der Leib? Sie nahm Jutta in die Arme und suchte nach Worten des Trostes.

„Ich darf dir gestehen, dass auch ich oftmals leide“, bekannte sie schließlich. „Was du aussprichst, bewegt auch mich zutiefst. Der Mensch soll sich nicht über das Maß Beschwerlichkeiten aufladen.“

„Aber du erträgst diese Beschwerlichkeiten leichter als ich“, entgegnete Jutta. Sie war den Tränen nahe.

„Ich halte sie aus, ja, das ist wohl wahr. Aber es fällt mir nicht leicht.“

Jutta war froh, dass Hildegard so offen aussprach, was sie fühlte und empfand. Nun war sie mit ihren Gedanken nicht mehr allein.

„Bedenke, Jutta“, fuhr Hildegard fort, „der Leib ist das Haus der Seele. Die Seele liebt ihren Leib und hält ihn für

ein erfreuliches Gewand und eine schöne Zier. Und die Seele hat ihre Freude daran, im Leib schöpferisch tätig zu sein. Die Seele spricht: Wie freue ich mich, dass ich zu euch gesandt wurde, ihr, mein Leib, und ihr, meine Glieder.“ Auch wenn die Bußübungen auf dem Disibodenberg in ihrer Härte der Harmonie zwischen Leib und Seele nicht entsprachen, fielen Hildegards Worte Jutta tröstlich ins Herz. Sie atmete befreit auf. Nun würde sie die nächste Zeit leichter ertragen können. Die Klausnerinnen widmeten sich wieder ihrer Arbeit, bereiteten den Boden für die Kräuter, die hier im Verlauf des Jahres ihre Heilkraft entfalten sollten. Bald stiegen die Gerüche von Kamille, Schafgarbe, Tausendgüldenkraut, von Spitzwegerich, Engelwurz und Arnika, von Wacholder, Salbei und Fenchel aus dem von der Sonne durchtränkten Boden in den umzirkelten Klausengarten auf.

Die Jahre zogen ins Land. Die Winter waren streng. Es schien, als wollte die Kälte sich in den Klostermauern festbeißen und zur ständigen Mitbewohnerin werden. Es gab nur ein Feuer, an dem sich die drei Inklusen wärmen konnten, im Kamin, wo die Flammen züngelten, aber nur vordergründig ihre Hitze verströmten. Der hintere Teil des Raumes blieb kalt. Nachts zog sich Hildegard das Bärenfell bis über die Ohren, doch ihre Glieder schlotterten, die Kutte hielt die Wärme nicht fest. Besonders der Februar war in diesem Jahr außergewöhnlich streng. Schnee lag auf den Bäumen. Manchmal rieselte er wie durch ein Sieb geschüttelt leise auf den Boden des Kräutergartens. Bäumte er sich gegen den Frühling auf, den er ahnte und der ihm den Garten streitig machen würde? Noch stand die Sonne tief über dem Horizont, noch stieg sie nicht am Himmel empor und durchflutete die erstarrte Erde.

Hildegard schätzte das Weiß des Schnees nicht. Das Weiß blendete die Augen. Hildegards Lieblingsfarbe war Grün. Grün war die Lebensfarbe, unter der alles spross und gedieh. Grün war die Hoffnung, war ein sorgenfreier Blick in die Zukunft.

Weitere junge Frauen baten um Aufnahme in die Klause und teilten das Leben der drei Einsiedlerinnen. Die mönchischen Tageszeiten, das Chorgebet, die feierlichen Gottesdienste erlebten sie aus der Distanz zur Klostergemeinschaft vom Fenster ihres Refugiums aus. Psalmen, Schriftlesungen, Antiphonen, Responsorien, Hymnen – sie hoben die Stunden aus dem Arbeitsalltag der Nonnen. Bei Tisch hörten sie die Lesungen aus den Schriften oder die Viten der Heiligen, die ihnen Vorbild sein sollten. Vor allem wurde die Erinnerung an den heiligen Disibod lebendig, der Ende des achten oder zu Beginn des neunten Jahrhunderts aus Irland kommend hier seine Einsiedelei geschaffen hatte. Nach seinem Tod entstanden auf dem Berg ein Gotteshaus und eine klosterähnliche Anlage. Sie gehörte zu den ältesten kirchlichen Siedlungen im Mainzer Sprengel.

Hildegard war bereit, sich ganz dem frommen und entsagungsreichen Leben auf dem Berg zu weihen. Sie hatte ihren Lebensweg erkannt und wollte ihm, auch wenn er schwer werden würde, folgen. Gott hatte ihr in den Visionen die Richtung gezeigt, aber auch Halt gegeben.

Jutta von Sponheim hatte ihren Schützling über lange Zeiträume genau beobachtet, erkannte Hildegards Stärken und Schwächen, denn die immer wiederkehrenden Krankheiten waren ein Wagnis auf dem Weg zur vollkommenen Gottweihe. Doch Hildegard wollte nach der zeitlichen nun die ewige Profess eingehen.

„Du weißt, dass dich eine lebenslange Bindung an Gott erwartet, wenn du die Gelübde ablegen willst.“ Die Meis-

terin führte ein langes Gespräch mit Hildegard, hielt ihr den Ernst der Entscheidung vor Augen. Doch die Klausnerin war sich über ihren zukünftigen Schritt im Klaren. Auch mit dem Disibodenberger Mönch Volmar hatte sie sich beraten. Er würde ihr Mitwisser, ihr „symmista“, ihr Lehrer und Ratgeber werden. Hildegard bezeichnete ihn als „den Mann, den ich heimlich gesucht und gefunden habe“.

Hildegard hatte zwar keinen wissenschaftlichen Unterricht erhalten, wie man ihn in den Klosterschulen bekam, doch sie konnte lesen und schreiben, beherrschte aber die lateinische Sprache mehr schlecht als recht, sodass sie den feierlichen Offizien und der Liturgie zwar angestrengt folgen konnte, sich in ihr aber nicht fehlerfrei auszudrücken wusste. Sie las die Bibel, die Schriften der Kirchenväter und mancher mittelalterlichen Autoren. Auch die theologische Literatur der Zeit war ihr bekannt. Selbst altgriechische Schriftsteller und Philosophen wie Plato hatten mit einigen Arbeiten Eingang in die Klausur gefunden.

Jutta hielt nach dem langen Gespräch mit Hildegard und dem Abt Anno des Benediktinerklosters den Zeitpunkt für gekommen, die Jungfrauenweihe vorzunehmen. Erzbischof Otto von Bamberg, der in den Jahren 1112 bis 1115 das Erzbistum Mainz mitverwaltete, weil Erzbischof Adalbert, von Kaiser Heinrich V. gefangen gesetzt, auf der Feste Trifels ein armseliges Leben fristete, leitete die Zeremonie. „Ich vermähle dich Jesu Christo, dem Sohn des höchsten Vaters ...“ Hildegard empfing zutiefst bewegt den Schleier. Welchen Weg hatte Gott mit ihr vor? Eigene Entscheidungen würde sie nicht fällen, sondern sich stets auf die Stimme und die Bilder verlassen, die oftmals in Augenblicken zu ihr drangen, in denen sie es nicht erwartete. Diese Wahrnehmungsgabe gehörte zu ihr wie eine zweite Haut. Obgleich der Radius ihrer Bewegungen klein war, sich auf

den Gang durch die Räume der Klausur und auf den Garten beschränkte, wusste Hildegard um die Größe der Schöpfung. Sie kannte sie aus Kindertagen, als sie als kleiner Wildfang mit den älteren Geschwistern über die Wiesen getobt, sich übermütig im Gras gewälzt oder am Bach dem munteren Spiel der Forellen zugesehen hatte. Sie erfuhr das Aufblühen der Natur auch jetzt jenseits der Klostermauern, wenn sich die stämmigen Buchen im ersten Laub des Frühlings färbten, sah die Blätter grün und braun werden und schließlich zur Erde taumeln. Der Garten der Klausur war ein Widerspiel im Kleinen dessen, was sich draußen tagtäglich ereignete. Alles war in Bewegung; Hildegard meinte den Atem Gottes, des Schöpfers, zu spüren. Für ihr Lob und ihren Dank fand sie Worte des Gebetes.

O wahrer Gott, welch große Geheimnisse
hast du in deinen Geschöpfen gestaltet
und dem Menschen, deinem großen Kunstwerk,
untergeordnet.
In dir und durch dich leben sie alle.
Durch deine Liebe ist alles geschaffen,
denn du, ewiger Vater, bist die wahre Liebe.

Es war ein großer Tag der Trauer, als Jutta von Sponheim in den Frieden Gottes heimging. Ihr Leben erlosch wie eine Kerze, die das letzte Stück Wachs verzehrt hatte und bis auf den Grund des Leuchters abgebrannt war. Es war der 22. Dezember 1136. Wenige Jahre zuvor hatte sie noch erlebt, dass ihr Bruder Meinhard dem Wunsch des verstorbenen Vaters folgend in Sponheim ein Benediktinerkloster stiftete.

Hildegard und eine Mitschwester bereiteten Jutta für das Begräbnis vor. Sie wuschen den Leichnam und waren ent-

Was unmittelbar nach Hildegards Tod geschah

Als der Leichnam Hildegards aufgebahrt war, und bald darauf an ihrem Grab, ereigneten sich erste Wunder. So wurden zwei Menschen, die ihre Leiche berührt hatten, von schwerer Krankheit beheilt. Aus ihrem Grab soll ein wunderbarer Duft aufgestiegen sein, der von den Menschen, die an den Begräbnisfeierlichkeiten teilnahmen, als Zeichen Gottes für die Heiligkeit der Toten gedeutet wurde.

Die Äbtissin wurde nicht im Altarraum ihrer Klosterkirche beigesetzt, wie es bei Klostergründern üblich war, sondern im Klosterfriedhof zur letzten Ruhe gebettet, wo auch der Edelmann bestattet worden war. Da der Zustrom der Pilger immer mehr zunahm, entschloss sich die bischöfliche Behörde, das Grab vor den Hauptaltar des Gotteshauses zu verlegen. Mit geringem Erfolg. Denn immer mehr Menschen kamen zum Rupertsberg, um die Heilige um Fürsprache in ihren Sorgen und Nöten zu bitten. Die Nonnen fühlten sich im Ablauf der Gebetszeiten schließlich so gestört, dass sie den Erzbischof von Mainz um Abhilfe baten. Der Oberhirte erschien vor dem Grab der geliebten Klosterfrau und gebot ihr, in Zukunft keine Wunder mehr zu wirken.

Auf dem Rupertsberg hatte man großes Interesse daran, die Äbtissin zur Ehre der Altäre erheben zu sehen, und beantragte die Heiligsprechung. Der Papst ersuchte 1227 das Mainzer Domkapitel, glaubwürdige Zeugnisse und Wunderberichte nach Rom zu senden. Das Interesse der Prälaten an dem Auftrag scheint nicht besonders groß gewesen zu sein, denn erst 1233 schickten sie die gewünschten Unterlagen in die Ewige Stadt. Da die Dokumente unvollständig waren, sandte die Kurie sie 1237 nach Mainz zurück mit der Ermahnung, eine umfassende

neue Eingabe zu machen. Die Mainzer schoben den Auftrag auf die lange Bank, sodass der Papst sie 1243 mahnte, ihrer Verpflichtung endlich nachzukommen, was unmittelbar darauf geschah. Eine Reinschrift des Antrags auf Heiligsprechung hat Rom offenbar nicht mehr erreicht, denn alsbald begann das Exil der Päpste in Avignon. Die Unterlagen versandeten irgendwo und gerieten in Vergessenheit. Auch das gewaltige schriftliche Werk der Äbtissin wurde Jahrhunderte lang kaum beachtet ...

Geschichtliche Hintergründe

Mit dem Glauben allgemein und dem kirchlichen Leben steht es während Hildegards Lebzeiten nicht zum Besten. Zu Beginn des Jahrtausends noch hat man an das Ende der Welt geglaubt und die Wiederkunft Christi zum Jüngsten Gericht erwartet. 1064 ist es zum verhängnisvollen Riss zwischen Rom und Byzanz und zur Spaltung zwischen West- und Ostkirche gekommen. 1066 ist die später als Halleysche Komet bezeichnete Himmelserscheinung als Unglücksbote aufgetaucht.

Die Kirche hat sich in die politischen Auseinandersetzungen der Zeit hineinziehen lassen oder zu manchem Konflikt beigetragen. 1051 und 1061 stehen in Italien Papstwahlen an, ohne die Mitsprache der Regentin Agnes von Aquitanien, der Gattin Heinrichs III. und Mutter des unmündigen Heinrich IV., zu berücksichtigen. Die Deutschen favorisieren Bischof Cadalo von Parma, der sich als Gegenpapst Honorius II. nennt. Ein Bürgerkrieg in Rom ist die Folge. Im „Staatsstreich von Kaiserswerth“ haben die Fürsten 1062 den minderjährigen Heinrich IV. entführt und der Obhut von Erzbischof Anno von Köln und Adalbertus von Bremen anvertraut sowie die Reichsinsignien

an sich gebracht. Anno gewinnt Macht, muss sie aber mit Erzbischof von Mainz teilen. 1073 wird Hildebrand zum Papst Gregor VII. gewählt. Er beharrt auf der kirchlichen Vorherrschaft über die weltliche Regierung. Darauf lässt Heinrich Gregor VII. durch das Nationalkonzil zu Worms absetzen. Der „Investiturstreit“ ist die Folge. Heinrich widersetzt sich 1076 den Forderungen des Papstes, worauf dieser ihn exkommuniziert und das Recht abspricht, in Deutschland und Italien zu regieren.

Ein Jahr später ist der im eigenen Lande glücklose Heinrich gezwungen, den schmachvollen Gang nach Canossa anzutreten, wo der Papst ihn drei Tage barfuss im Schnee ausharren lässt, bevor er ihn empfängt.

In Heinrichs Abwesenheit wählen die deutschen Fürsten am 13. März 1077 Rudolf von Rheinfelden, den Herzog von Schwaben, in Forchheim zum König. Diese Eigenmächtigkeit verzeiht Heinrich nicht; es kommt zu blutigen Kämpfen und trotz seines Sieges im Januar 1080 bei Flarchheim ohne eindeutigen Ausgang. Heinrich ernennt Erzbischof Wibert von Ravenna zum Papst Clemens III., was zur Folge hat, dass Gregor Heinrich erneut exkommuniziert. Es gibt nun zwei weltliche Herrscher und zwei Päpste. Rudolf wird in der Schlacht von Weißenstein im Oktober 1080 tödlich verwundet. Heinrich belagert die Ewige Stadt. Ostersonntag 1084 krönt Clemens III. ihn zum Kaiser. 1093 erklärt sich Sohn Konrad zum Gegenkönig. Eine verworrene politische Lage ist die Folge.

Die Menschen rebellieren. Gegen die Herrschenden können sie wenig ausrichten, doch die Kirche ist verwundbar. Investitur, Simonie, Zölibat – das sind die Schlagworte, die die Kritiker gegen die Hierarchie ins Feld führen. Geistliche Ämter sollen nicht an weltliche Amtsträger wie Kaiser, Könige oder Fürsten vergeben werden. Wer ein geistliches Amt, an das der Besitz von Ländereien, Märkten und

Zehnteinkünften geknüpft ist, durch Bestechung oder Bezahlung anstrebt, soll nicht länger Priester sein. Das gläubige Volk erwartet von den Geistlichen Glaubwürdigkeit, Selbstentsagung, Opfer und Hingabe, kurz, ein Leben nach dem Vorbild Christi. Das Wort „Kirchenreform“ macht immer fordernder die Runde. Ein Lichtblick ist die Gründung eines neuen Ordens, von dem in der Folgezeit viel Segen ausgeht: Schon siebzigjährig verlässt Robert von Molesme 1098 seine Abtei. Er sucht nach strengeren Formen benediktinischen Lebens, baut in einer einsamen und wüsten Gegend Frankreichs, in Cîteaux, ein schlichtes Kloster und festigt es unter einer neuen Regel. Es ist die Geburtsstunde der Zisterzienser. 1098 ist auch die Geburtsstunde Hildegards von Bingen

Die Schriften Hildegards von Bingen

„**Scivias – Wisse die Wege**“ ist Hildegards Erstlingswerk, nicht aus einem Guss entstanden, sondern in einem Dezennium wechselnder Ereignisse und Erfahrungen zwischen 1141 und 1151. Nicht aus Freude am Schreiben hat sie dieses sowie die beiden anderen großen theologischen Werke verfasst, sondern aus dem Auftrag zur Verkündigung, den sie in den Visionen erhalten hatte. Im Vorwort zu ihrem ersten Werk offenbart sie dem Leser die Widerstände, die sie zu überwinden hatte, bevor sie zur Feder griff:

„Erst als Gottes Geißel mich auf das Krankenlager warf ..., legte ich endlich Hand ans Schreiben. Die heftigen Schmerzen erlitt ich deshalb, weil ich die Schau, die mir angezeigt worden war, nicht offenbaren wollte.“

Im „Liber Scivias“, ihrer wohl wichtigsten literarischen Arbeit, entwirft sie ein Panorama von der Erschaffung der

Welt und des Menschen über die Entstehung und das Sein der Kirche bis zur Erlösung und Vollendung am Ende der Tage. Die Spannungsgeschichte zwischen Gott und Mensch, seine Abkehr vom Schöpfer und seine Hinwendung zu ihm wird hier in einem großen Spannungsbogen dargestellt. Hildegard macht das unvorstellbare Geheimnis Gottes in immer neuen Bildern sichtbar. Zunächst die Harmonie zwischen Gott und Mensch, zwischen Schöpfer und Schöpfung, Geist und Welt, die durch den Sündenfall getrübt wird. Diese Glaubenskunde ist eine dreiteilige Schrift mit 26 Visionen. Handelt der erste Teil von der Schöpfung und dem Fall der Schöpfung durch die erste Sünde der Menschen, so behandelt der zweite Teil die Erlösung durch den Sohn Gottes und die Fortsetzung des Erlösungswerkes durch Jesus Christus. Das gesamte Heilsgeschehen – so der dritte Teil – ist ein Gebäude, an dem alle Tage fortgebaut wird bis an das Ende der Tage.

In der Einleitung zum „Liber Scivias“ heißt es: „Aus dem offenen Himmel kam ein feuriges Licht mit zuckenden Blitzen, durchdrang mein Gehirn und durchglühte mein Herz und brannte in meiner Brust wie eine Flamme, die aber nicht brannte, sondern wärmte, wie die Sonne mit ihren Strahlen erwärmt.“

Das zweite, medizinische Werk, das „**Liber subtilitatum diversarum naturarum creaturarum**“ stammt aus den Jahren 1151 bis 1158. Hildegard ahnt nicht, dass man ihre Urheberschaft später anzweifeln wird und ihre Aussagen über die Medizin nicht ihren Visionen zuordnet. Doch Stil und Inhalt sind eindeutig ihre Sprache.

Das „**Liber vitae meritorum – das Buch der Lebensvergeltung**“, das zwischen 1158 und 1161 nach zahlreichen Schauungen geboren wurde, ist das dritte Buch der

Äbtissin. Es ist eine Lebenskunde über das sittliche Verhalten des Menschen, wobei die Autorin die Laster als zum Teil schreckliche Gestalten sieht – der Zorn ist wie ein Wolf –, die ihre Position sehr listenreich darstellen. Die Tugenden liefern sich ein Streitgespräch mit diesen Lastern. Es wird aufgezeigt, wie das Verhalten des Menschen nicht nur für den Einzelnen und die Gesellschaft, sondern auch kosmische Auswirkungen hat. In der Einleitung heißt es: „Und es geschah im neunten Jahr, nachdem eine wahre Schauung mir, einem einfältigen Menschen, die wahren Schauungen (Wisse die Wege) kundgetan hatte, bei denen ich mich ein Jahrzehnt lang unter Schwitzen abgemüht hatte. Und dies war das erste Jahr, nachdem mir dieselbe Schauung Folgendes zum Erklären offenbart hatte: Die feinstofflichen Eigenarten der verschiedenen Naturen der Geschöpfe (*subtilitates diversarum naturarum creaturarum*) sowie gleichzeitig Briefe und Ratschläge an viele Personen, sowohl von hohem und niederem Stand ...“ Und an anderer Stelle: „Ich vergleiche die große Liebe, die der Schöpfer zu seinen Geschöpfen hat und die die Geschöpfe ihrem Schöpfer gegenüber empfinden, mit jener Liebe und jener Treue, mit der Gott den Mann und die Frau verbunden hat, damit sie zusammen schöpferisch wirken können.“

Kaum zwei Jahre liegen zwischen dem Abschluss dieses und dem Beginn des vierten Buches.

Das „**Liber divinorum operum**“ – das **Buch der Gotteswerke**“ schrieb Hildegard zwischen 1163 und 1174. Es ist eine Kosmologie. Makrokosmos und Mikrokosmos, das gewaltige Weltall und der vergleichsweise kleine Mensch werden in ihre Beziehung zueinander und zur göttlichen Dreifaltigkeit gestellt. Gott ist der Herr der Schöpfung, er erhält und trägt die Welt und den Menschen – durch seine

Liebe, die Caritas. „In der ganzen Natur, sei es in den Tieren, den Pflanzen oder den Bäumen, sind verborgene geheimnisvolle Kräfte Gottes verhüllt, die weder der Mensch noch ein anderes Geschöpf kennen oder erspüren kann, außer Gott schenkt ihm diese besondere Gabe“, so heißt es in der vierten Schau. „Der lebendige Brunnen ist der Heilige Geist; ihn hat Gott in alle seine Werke aufgeteilt. Aus diesem Quell leben sie ... Die göttliche Weisheit betrachtet ihr Werk ..., indem sie etwa durch die genannte ungelehrte Frau gewisse natürliche Kräfte verschiedener Dinge (virtutes naturales diversarum rerum) ... und gewisse andere tiefe Geheimnisse offenbar machte, die diese Frau in wahrer Vision erschaute, wobei sie sehr geschwächt wurde.“ Im „Liber divinorum operum“ wird nicht nur die enge Verflochtenheit des Menschen mit den Geschöpfen, sondern auch die leib-seelische Beziehung, eine „Psychosomatik“, in einmaliger Weise beschrieben.

Wie vielen Menschen hat sie, Hildegard von Bingen, durch ihre Medizin helfen können? Sie hat keinen Menschen abgewiesen, sich Zeit genommen, nicht nur für ihre Leidens-, sondern zunächst für ihre Lebensgeschichte. Die Seele ist ein empfindliches Gebilde, ewig, unsterblich und aus Gott. Wenn die Seele erkrankt, spürt es auch der Leib. Beide müssen gesunden. Das ist das Ziel der Äbtissin vom Rupertsberg. Die heilkundigen Bücher und Schriften sind in ihrer Zeit unverzichtbar.

Hildegard hat die Naturkunde „**Liber Subtilitatum Diversarum Naturarum Creaturarum**“ betitelt, Teil I erhielt später den Namen „**Physica**“. Die Naturkunde ist in neun Bücher gegliedert. Sie bestehen aus fünfhundertdreizehn Kapiteln und handeln von Pflanzen, Bäumen, Steinen, Fischen, Vögeln und Elementen. Teil II, die Heilkunde „**Causae et Curae**“, beschreibt die Krankheiten der Menschen, vom Kopf beginnend bis zu den Füßen. Wie steht es mit

der Ernährung, der Verdauung, wie äußern sich Gemütsbewegungen mit Wachen und Schlafen, Gehen, Stehen und Reiten. Was gehört zu einer gesunden Lebensführung?

Oft hat man sie wegen ihrer Heilmethoden angegriffen. Vor allem die Ärzte haben ihr vorgeworfen, nur über wenige gebräuchliche medizinische Kenntnisse zu verfügen. Der menschliche Knochenbau sei ihr fremd geblieben. Demgegenüber steht die große Schar der Geheilten. Hildegard erspürt und erkennt das innere Wesen der Geschöpfe. Sie kennt die Schriften der Antike und ihrer Zeit, doch ihre Sehergabe macht etwas Neues, Eigenständiges daraus. Ihre Medizin stimmt mit Grundkonzepten der mittelalterlichen Medizin überein, doch ihr geht es immer um das Heil und die Heilung des Menschen. Die Seele will mit ihrem Leib und in ihrem Leib wirken, und sie liebt ihren Leib. Sie will zusammen mit ihrem Leib heil werden. Hildegards Bücher sind keine rein theologischen Werke, sie sind alle heilkundliche Bücher mit verschiedenen Schwerpunkten. Die Erfahrungen in der klösterlichen Krankenpflege und eigene Wahrnehmungen haben Hildegards medizinische Kenntnisse beflügelt.

Die „Physica“ ist Hildegards Heilmittelbuch. „Causae et Curae“ beschreibt die Entstehung und Behandlung der Krankheiten von Kopf bis Fuß, es ist ihr Behandlungsbuch. Die Trennung der beiden Teile eines wohl ursprünglich einzigen Buches wurde im 13. Jahrhundert vorgenommen. Der Grund war vermutlich das Verbot der Kleriker, ärztlich tätig zu sein. Deshalb ist von „Causae et Curae“ nur eine einzige Abschrift (Kopenhagen, um 1300) erhalten. Die Klosterapotheken existierten bis in die jüngste Zeit, deshalb gibt es von der „Physica“ mehrere Abschriften, auch eine gedruckte Edition um 1500.

Der Geburtsort Hildegards

Bis etwa 1950 galt Jahrhunderte lang Schloss Böckelheim an der Nahe als Geburtsort und Heimat Hildegards, bis die Schwestern Marianna Schrader und Adelgunde Führkötter von der Abtei St. Hildegard aufgrund ihrer Forschungen glaubten feststellen zu müssen, dass Hildegard in Bermersheim geboren sei, weil von dort viele Schenkungen ihrer Familie für den Rupertsberg – nicht Disibodenberg – gegeben wurden. Die Ehrenpräsidentin der Internationalen Hildegardgesellschaft, Frau Hildegard Strickerschmidt, meint, wenn der Stammsitz der Familie in Bermersheim gewesen wäre, würden sicher nicht alle Güter verschenkt worden sein. Auch wurden in Bermersheim trotz intensiver Forschungen keine Überreste eines größeren Hofgutes gefunden.

Schloss Böckelheim als Geburtsort wurde deswegen infrage gestellt, weil es vom Abt Johannes Trithemius (1483-1505) – ein weithin bekannter Gelehrter seiner Zeit – in der Chronik des Klosters Sponheim genannt wurde. Er gilt heute in Historikerkreisen als umstrittene Persönlichkeit, seit 1951 ein Historiker das ganze Werk von Trithemius in Bausch und Bogen als Fälschung abqualifizierte, weil seine Forschungen nicht in allen Teilen den Kriterien der heutigen Geschichtsschreibung entsprechen. Die Chronik seines Klosters Sponheim wurde jedoch nicht angefochten. Hier finden wir die Angabe, dass Hildegard von Böckelheim nach Juttas Tod nach Bingen übersiedelte, und zwar im Jahre 1148. Dort finden wir auch den Vermerk, dass die Jungfrau aus der Grafschaft Spanheim (Sponheim) aus dem Dorf Böckelheim, eine Tochter ihres Vaters Hildebert, eines edlen Ritters des Grafen Stefan von Sponheim, war. In der Festschrift zum 700. Todestag 1929, herausgegeben von Dr. Johannes Kohl, Bin-

gen, finden wir folgenden Text: „Die Heimat von Hildegards Eltern, ehe diese um 1075 die Burg Böckelheim im Dienste des Speyrer Bischofs übernahmen, lag wohl in der engsten Umgebung von Alzey. Hildegards Brüder waren in Bermersheim reich begütert, und im Rupertsberger Kloster galt das Dorf Bermersheim immer als Familiengut Hildegards.

Diese Angaben erscheinen glaubwürdig, weshalb Hildegard Strickerschmidt der jahrhundertelangen Tradition Glauben schenken will, dass Hildegard auf Schloss Böckelheim geboren wurde.

Literatur

Dankbar bin ich für die Ratschläge und die persönliche Unterstützung der Arbeit durch Frau Hildegard Strickerschmidt, Ehrenpräsidentin der Internationalen Gesellschaft Hildegard von Bingen, und ihre Publikationen.

Gronau: „Hildegard von Bingen“. Christiana-Verlag Stein am Rhein, 1985

„Das Leben der heiligen Hildegard von Bingen“. – Ein Bericht aus dem 12. Jahrhundert verfasst von den Mönchen Gottfried und Theoderich. Otto Müller Verlag, Salzburg, 1980

Michaela Diers: „Hildegard von Bingen“. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 1998

Hildegard-Zeitschriften. Internationale Gesellschaft Hildegard von Bingen: Beiträge von Hildegard und Klaus Strickerschmidt

Hanna Strack: „Frauen in den Visionen Hildegards von Bingen“, Hanna Strack Verlag, Pinnow, Klens Verlag, Düsseldorf, 1998

Christian Feldmann: „Hildegard von Bingen – Nonne und
Genie“, Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien, 1995

Abtei St. Hildegard Rudesheim-Eibingen: „Die Kunst, mit Din-
kel zu kochen“.